

Aus dem Wörterbuch des alltäglichen Aberglaubens

Autor(en): **Bebermeyer, Renate**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **48 (1992)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421622>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus dem Wörterbuch des alltäglichen Aberglaubens

Von Dr. Renate Bebermeyer

Daß sich die Zeiten ändern (*tempora mutantur...*) ist unbestritten; daß sich auch «die Menschen» ändern, ist nur die halbe Wahrheit: Für äußerliche Veränderungen genügen heute Augenblicke; das hingegen, was gemeinhin die «menschliche Natur» genannt wird, wandelt sich nur «alle heiligen Zeiten». Die Summe emotionaler Grundbedürfnisse und alles Menschlich-Allzumenschliche bleiben seit «Ewigkeiten» gleich, allen Prognosen zum Trotz. Das «Zeitalter der Wissenschaft», das 20. Jahrhundert, bewirke eine Rationalität und Nüchternheit, die alle «magischen Kräfte» verbanne, glaubte – zum Beispiel – der Sozialphilosoph Max Weber (1864–1920). Der äußere Anschein gab ihm zunächst recht, doch der schöne Schein zerstob: «Die New-Age-Bewegung nimmt ungeahnte Ausmaße an.» «Der Esoterikboom ist nicht aufzuhalten.» «Die okkulte Welle rollt.»

War die zur Schau getragene Rationalität nur der gut getarnte Glaube an die Wunder, die von der Wissenschaft zu erwarten waren? Flüchtet man sich nunmehr, wissenschaftsentstäuscht, streßüberfordert und permanent herausgefordert in die einfache, überschaubere Geborgenheit «unfehlbarer» Wunderwelten, wie sie die zahlreichen vorwissenschaftlichen Systeme seit alters bereitstellen? Diese auffälligen Gläubigkeitsformen bildeten und bilden ihre «Fachsprache» aus, beeinflussen Bedeutungen und Inhalte. Doch davon soll nicht die Rede sein. Hier soll es vielmehr um den unauffälligen, harmlosen Aberglauben gehen, um den gewissermaßen normalen, alltäglichen Aberglauben, von dem kaum jemand frei ist: «58% glauben an Vorzeichen.» «60% der erwachsenen Bevölkerung hält Hufeisen, vierblättriges Kleeblatt und ähnliches für glückbringend.» «Der Aberglaube feiert fröhliche Urständ.» «Trotz High Tech – der Aberglaube hat Konjunktur.»

Viele Hotels führen keine Zimmernummer 13; beim Theaterkartenvorverkauf wundert man sich über den, der Platz 13 unbeanstandet akzeptiert; auf sein Maskottchen baut man, und der schwarzen Katze von links mißtraut man. Diejenigen, die «daran glauben», und die, die «nicht daran glauben», sich aber doch ein kleines Netz abergläubischer Rituale weben, weil es ja «auch nicht schaden kann», bilden die absolute Mehrheit. Alter Volksglaube und Volksaberglaube neu entdeckt? Jakob Grimm hat sicher recht, wenn er sagte, daß sich der Volksglaube «fast unwandelbar in dem Lauf der Zeiten» halte, alle Aufklärungs- und Rationalitätswellen unbeschadet überdaure.

Was sich aber ändert, ist der verbale Umgang mit diesem «Phänomen»: Bei allgemeiner Akzeptanz des Alltagsaberglaubens steht man dazu; gilt er aber als rückständig und dummlich, enthält man sich auch des harmlosesten «Glaubensbekenntnisses». Daß es gegenwärtig schick ist, «kleine abergläubische Schwächen» als «liebenswerte Menschlichkeiten» zur Schau zu stellen, bewies die Berichterstattung über die Fußballweltmeisterschaft 1990 geradezu exemplarisch. Täglich war zu erfahren, mit welchen Ritualen die Stars und ihr Anhang das Glück zu erzwingen suchten: «...trägt aus Aberglauben immer rechts am Knie eine Binde.» «...zieht zu jedem WM-Spiel dasselbe Hemd an – natürlich ungewaschen.» «Der argentinische Staatspräsident schaut sich das entscheidende Spiel gegen Italien mit genau denselben Leuten an, mit denen er das Spiel gegen Jugoslawien (das bekanntlich gewonnen wurde) ansah.»

Welches Ritual hatte die besten Karten? Der Glaube daran, daß nichts von ungefähr geschieht, daß alles etwas zu bedeuten habe, führt zu Deutungen und zu einem Geflecht von Abwehrzauber und Glücksbeschwörung. Dieses Rundumversichern und Überlisten hat seinen Wortschatz, dessen man sich wieder häufiger und unbefangener bedient. Bei einem Teil der Floskeln, Formeln, Regeln, Begriffen, die das schutzhandelnde Tun benennen und begleiten, ist der abergläubische Hintergrund eher blaß, beim anderen tritt er stärker in den Vordergrund oder dominiert sogar.

Oft ist dem Benutzer, der eigentlich nur sagt, was man eben so zu sagen pflegt, gar nicht bewußt, daß er – ganz beiläufig – Wortmagisches und Namenzauberhaftes von sich gibt: Fast automatisch sagen viele *berufen* oder *unberufen* «*toi, toi, toi*», wenn sie sich zufrieden äußern, etwa über ihre Gesundheit, oder – beispielsweise – mitteilen, daß sie noch nie in einen Unfall verwickelt waren. Die so mechanisch genutzte Floskel fungiert dabei als Wortamulett. Durch die Äußerung hat man die guten Um- und Zustände «berufen», nun muß man schnell zurücknehmen, «unberufen» machen, um das Unheil nicht «herbeizurufen». Das lautmalende *toi, toi, toi* ersetzt das unheilbannende Spucken. Das oft zusätzliche Auf-Holz-Klopfen intensiviert die Abwehrwirkung.

Den Daumen halten (drücken) hat fast schon die Funktion einer rein rhetorischen Floskel angenommen. Sie steht für eine innere Anteilnahme, die dennoch kaum jemand ernsthaft erwartet. Entsprechend verschwenderisch geht man mit ihr um. Dahinter steckt der Versuch, das Glück zu umklammern und das Böse zu bannen.

Wenn Wunsch- und Orakelworte auf einem volksetymologischen Irrtum beruhen, beeinträchtigt dies ihre «Wirkung» keineswegs: *Hals- und Beinbruch* wünscht man – damit der Betreffende Glück haben möge. Die bösen Geister nämlich lauern darauf, dem Menschen das zustoßen zu lassen, was dieser vermeiden möchte. Deshalb führt man sie verbal in die Irre. Das ist schlüssig und logisch – aber falsch, denn man wünscht ja – unwissentlich – Glück und Segen. Dies nämlich bedeutet der jiddische Glückwunsch (*hazloche und broche*), der dem Klange nach einge-deutscht wurde.

Spinne am Morgen, Kummer und Sorgen sagt man beim morgendlichen Anblick des Tierchens in der Hoffnung, daß das «Orakel» nicht recht behalten möge. Warum aber ist die eigentlich mit positivem Image versehene «fleißige» Spinne eine Sorgenbringerin? Zumal auch ihr Gewebe im Stall hexenbannend wirkt und, am Körper getragen, die Krankheit «wegnimmt»? Man muß eben sicherheitshalber darauf achten, ihr erst am Abend zu begegnen, wo sie «erquickend und labend» ist. Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis. Auch in diesem Fall ein Irrtum: Nicht *die Spinne* war ursprünglich gemeint, sondern *das Spinnen*. Damit wurde eine soziale Beobachtungserfahrung zum Alltagsorakel: Wer den Tag mit Spinnen begann, mußte von bitterster Not getrieben sein, während diese Tätigkeit am Abend als wichtiger Bestandteil dörflicher Geselligkeit galt.

Scherben bringen Glück tröstet man sich, wenn etwas zu Bruch geht. Einerseits verscheucht Lärm die bösen Geister und andererseits zerschlug man einst am Ende des Opfermahls das benutzte Geschirr, um es jedem profanen Verwendungszweck zu entziehen. Obwohl das «Gesetz» der Vorbedeutung die *Zufälligkeit* des Geschehens zwingend voraussetzt, haben sich höchst absichtsvolle Brauchtumszeremonien entwickelt: Beim Richtfest wird ein Glas zerschlagen, die Sektflasche zerbricht am Bug des Schiffes, und am Polterabend macht man alles Geschirr, das man loswerden möchte, zu glückbringenden Scherben.

Wer kleine Kinder hat, hat fast täglich eine Gelegenheit, ein tröstendes *Heile, heile Segen, drei Tage Regen, drei Tage Sonnenschein (Schnee), gleich wird's besser sein (dann tut's nimmer weh)* zu sprechen. Hier mischen sich Zauberspruch und Segensformel. Im Heil steckt Glück und Gesundheit; im christlichen Segen wirkt der Vorbedeutungscharakter des lateinischen *signum fort*. Das zusätzliche Blasen (auf die wunde Stelle) intensiviert die Wirkung ganz besonders: im Atem steckt Lebenskraft.

Iß den Teller leer, damit es schönes Wetter gibt. So manches Kind hört diese Aufforderung viel zu oft. Hier lebt – zur Unkenntlichkeit entstellt – das uralte Speiseopfer für die Wettergottheiten nach: Fand man bald nach der Opferung leere Gefäße vor, hatten die Götter das Opfer angenommen und waren zu wohlwollender Wunscherfüllung geneigt.

Bei einer Reihe von Sprüchen und Begriffen, die vielen so spontan und doch so zwanghaft von den Lippen gehen, ist die magische Komponente stärker ausgeprägt. Die *schwarze Katze*, die über den Weg läuft, vielleicht gar von links, wird oft recht ernst genommen. Der Aspekt des Unheilvollen geht vom Raubtiergang des Tieres aus, von seinen in der Nacht leuchtenden Augen sowie seiner volksglaubengeprägten Funktion als Begleittier von Hexe und Teufel. Das Sprichwort «bestätigt» das «Orakel»: «Da ist die schwarze Katz dazwischengekommen» heißt es, wenn etwas gründlich mißlungen ist.

So mancher achtet peinlich darauf, des Morgens nicht *mit dem linken Fuß aufzustehen*. Allerlei Mißgeschick steht sonst ins Haus. Warum das «Er ischt halt mit em letze Fueß ufgstande» gerade in St. Gallen besonders gängig war, wenn es galt, die schlechte Laune eines Mitmenschen zu erklären, läßt sich nicht ergründen. Generell können seit alters wichtige Körperteile zu Stellvertretern für den ganzen Menschen werden (Unheil komme über seinen Hals!). Entsprechend oft werden sie zum Kernpunkt abergläubischer Praktiken. Bei Hand und Fuß wird dabei oft recht deutlich zwischen rechts und links unterschieden. Schon bei den Römern galt die linke Seite – etwa im Bereich der Vogelflugorakel – als unheilvoll. Im Begriff *sinister*, der links und ungünstig bedeutet, kommt dieser Aspekt besonders beredt zum Ausdruck.

Wird *Salz verschüttet*, löst dies nicht selten ernste Bedenken und unterschwellige Unglücksfurcht aus. Im Salz-«Omen» wird die alte Wertschätzung dieser kostbaren «Himmelsgabe» bewahrt. Salz diente der Dämonenabwehr und galt als Lebenswecker. Daran erinnern auch die kirchliche Salzweihe, das biblische Wort «Ihr seid das Salz der Erde».

Das *Zerbrechen eines Spiegels* kann dumpfe Ängste freisetzen. Scherben bringen hier Unglück, denn der Spiegel ist entsprechend abergläubisch vorbelastet: Er gilt als zweite Erscheinungsform des Menschen und somit als sein Stellvertreter. Was ihm zustößt, stößt auch dem Besitzer zu. Im Todesfall wird der Spiegel verhängt: Er könnte das Bild des Toten aufnehmen, wodurch dieser dann doppelt im Hause wäre – ein zweiter Todesfall wäre somit automatisch programmiert. Hinzu kommt die volksglaubengeprägte Vorstellung, daß die Seele leichter «hinausgeht», wenn kein Abbild sie aufhält.

Bei so manchem Begriff zeigt sich deutlich, wie sehr die «normale» Wortbedeutung und die abergläubische Bedeutsamkeit die zwei Seiten ein und derselben Wortmünze sind – ganz wie der Mensch selbst aus rationalen und emotionalen Momenten gewoben ist.

Hufeisen z. B. ist das Wort für den «Schuh» des Pferdes – ganz gleich, ob man in ihm ein Stück Eisen sieht oder einen begehrten Glücksbringer. Die zauberbannende Kraft des Eisens verband sich mit der besonderen Stellung des Pferdes als dem heiligen Tier Wotans.

Der *Vierblattklee* ist einerseits eine botanische Kuriosität und andererseits ein Bote des Glücks. Die Seltenheit der vierblättrigen Variante ist es, die sie zum Glücksklee machte, aber auch der kreuzförmige Blattstand. Abraham Lincoln soll sein Kleeblatt als seinen kostbarsten Schatz bezeichnet haben. In den letzten Jahren ist es üblich geworden, Hufeisen und die Kleebesonderheit regelrecht zu vermarkten: Die Glücksbringer sind besonders als Schmuckstücke sehr beliebt, und die Marketingstrategen wissen, diese unterschwellig hochwirksamen Motive geschickt zu nutzen. Dem Glück aber dürfte man auch hier nicht nachhelfen: Zwar darf man den natürlichen Vierblattklee unter zahlreichen «Auflagen» gezielt suchen, nicht jedoch das Hufeisen, das überdies auch noch mindestens drei Nägel aufweisen müßte.

Auch die *Sternschnuppe* und den *Kaminfeger* kann man rational und emotional betrachten. Die Sternschnuppe gilt als fingerzeigende Willensbekundung einer außerirdischen Macht. Der Wunsch, der geäußert werden kann, ist die Strategie, das Glück in die richtige Bahn zu lenken. Der glückbringende Kaminfeger aber ist ganz prosaischen Ursprungs: Am Anfang stand der Einfall, an Neujahr zusammen mit der Kehrrechnung eine gedruckte Glückwunschkarte zu überreichen. Und da solche Grüße damals noch nicht gängige Norm waren, hatten sie diese mystifizierende Wirkung.

Übernatürliches signalisieren auch – für den, der Sinn dafür hat – das *Ohrenklingen* und das *Jucken* von Hand und Nase. Beide Reizungen gelten als Vorboten für Neuigkeiten, Glück oder Unglück und kündigen vom guten Gedenken anderer – oder von deren böser Nachrede: «Die Ohren hätten ihm klingen müssen...» Wenn aber «Orakel» – wie gerade in diesen Fällen – keineswegs selten sind, schadet das eigentlich ihrer Glaubwürdigkeit. Doch Abhilfe ist zur Hand – in Gestalt eines komplizierten Deutungssystems: Es kommt also sehr darauf an, ob es sich um das rechte oder linke Ohr (bzw. die rechte oder linke Hand) handelt; entscheidend sind ferner die Tageszeit und einige andere Umstände wie etwa leerer oder voller Magen!

Glückauf (älter: *Glück zu*), *Petri Heil*, *Weidmanns Heil* wünschen den Bergleuten, Jägern und Fischern «formgerecht» und formelhaft das spezifische Berufsglück, während *Gesundheit* (Helf dir Gott) jedem gilt, der niest. Hinter den routinemaßig-belanglosen Begegnungs- und Abschiedsgrüßen stecken Heil- und Segenswünsche mit kultischem Hintergrund. Und schon in der Antike begrüßte und beglückwünschte man den Niesenden. Das Niesen hatte eine befreiende Wirkung: Dämonen konnten den Menschen auch auf diesem Weg verlassen.

Salopp und ohne sich etwas dabei zu denken, spricht mancher von einem *Unglückstag*. Für viele aber ist dies ein Begriff, angefüllt mit rabenschwarzer Aberglaubenausstrahlung. Hier hat sich ein Repertoire entwickelt, aus dem jeder das herausuchen kann, was ihm am schwärzesten erscheint. Seit dem 16. Jahrhundert geben Volkskalender Auskunft über die vielen Unglücks- und die wenigen Glückstage. Die «schlechte Nachricht» hat also auch hier die Oberhand: Das Leben besteht demnach weithin aus der Abwehr überall drohenden Unheils. Unglückstage zuhauf – und nach Belieben: Es können alle ungeraden Tage sein, besonders aber der 7., 17. und 27.; das kann der Freitag sein und erst recht der Freitag der 13. (König Peleus im Sagenkreis um Troja hatte die 13. Gottheit nicht eingeladen; im Märchen ist es die 13. Fee; in der kirchlichen Legende ist Judas der 13. Teilnehmer am Abendmahl...) Hinzu kommen bestimmte Jahrestage wie der 1.8., an dem Luzifer angeblich aus dem Himmel gestoßen wurde, und der 1.12., der Tag von Sodom und Gomorrha. Da man diese Tage nicht einfach meiden kann, «muß» man an ihnen (oder wenigstens an einigen von ihnen) etliches vermeiden; ein Gebiet, auf dem sich gerade heute wieder ein System zwanghafter Anfälligkeiten entwickelt.

Letztlich dreht sich alles um das goldene Kalb des *Glücks*. Ein emotionsbefrachtetes Wort wie viele andere, aber auch ein Begriff, der im Zentrum abergläubischer Praktiken steht. Mit dem Glücksklee, dem Glückspfennig, dem Glückshaar und Glücksbrot zwingt man es herbei; mit der Glücksblume stellt man das «Orakel». Der Glücksstern kann untergehen, die Glückssonne scheint nicht alle Tage – und erst recht nicht jedem. Es gibt ausgesprochene Pechvögel, die es nicht lustig finden, daß dieser Begriff eigentlich zunächst ein studentisches Scherzwort war, und es gibt Unglücksrabenzuhaft; solche z. B., die «auf den Rücken fallen und sich die Nase brechen» wie das Sprichwort weiß. Seltener sind offenbar ausgesprochene Glückspilze und Glückskinder. Letztere sind die, die man – nach einem ägyptischen Sprichwort – in den Nil werfen kann: Sie kommen mit einem Fisch zurück. Oder die, die mit einem Glückshäubchen geboren werden: «Wenn man den Schweizer glücklich preist, sagt er scherzhaft: ‹Ich hab' ein Glückshäubchen mit auf die Welt gebracht, man hat's vor Dreck nicht gesehen.›» (Diese das Kind manchmal noch umhüllenden Eihäute galten schon den Römern als glückbringend). Das Glück wird im Sprichwort auch auf die verschiedenste Art «hinterfragt»: Jeder ist seines Glückes Schmied. – Die Glückssuppe ist am besten, die man sich selbst kocht. – Glück haben immer die Falschen. – Glück im Spiel, Unglück in der Liebe. – Glück und Glas, wie leicht bricht das... Die «Gesetze», nach denen sich das Glück richtet, lassen sich so wenig fassen wie die Etymologie des Wortes: Sicher ist nur, daß das mittelhochdeutsche *gelücke* = Geschick, Zufall, günstiger Ausgang das alte Heil (= Glück, Heilung, günstiges Vorzeichen) ablöste.

Wörter aus dem Bereich des Volks- und Aberglaubens werden zu «normalsprachlichen» Begriffen. Andererseits konnte auch neutrales Wortgut abergläubische Akzente gewinnen. Wo immer aber mystifizierende Momente waren oder sind, herrschen auch ambivalente Akzente. Abergläubische Vor- und Rücksichten sind nie einsträngig, sind immer ein Sowohl-Als-auch. Dies teilt sich – offen oder verdeckt – dem betroffenen Wortgut mit und sorgt für einen Hauch Doppeldeutigkeit. Wer etwa die linke Seite mit abergläubischer Vorsicht behandelt, bezieht zwangsweise auch die rechte Seite mit ein: So sind z. B. die Schafe zur Linken Glücksbringer, und denen zur Rechten wird die Rolle der Unglücksboten unter-schoben. Auch das Ohrenklingen im rechten Ohr bedeutet schlechte Nachricht. Obgleich doch «sonst» links mit Unglück gleichgesetzt wird. Ist es hier – des Reimes wegen – anders? Schafe zur Linken, Glück tut dir winken. Jedenfalls stört man sich nicht an der fehlenden inneren Logik. Auch und gerade weil das, was Unglück bringt, nicht überall und zu allen Zeiten dasselbe ist.

Die kleinen alltäglichen «Abergläubeleien» halten sich hartnäckig und beeinflussen unauffällig, aber stetig einen Teil des Wortgutes. Das bringt emotionale und irrationale Elemente in die Sprache, die so rational gar nicht ist.

Gegenwärtig ist die emotionale Aufheizung der Sprache intensiver und vielseitiger, als man im Computerzeitalter für möglich halten möchte. Das kommt von der allgegenwärtigen Polarisierung, von der permanenten allgemeinen Suche nach Feindbildern und vom wiederbelebten Hang zur Wunderträumerei und naiven Glücksbeschwörung im Stile der «guten, alten Zeit», als die Dinge noch einfach und vor allem überschaubar waren.

Vielleicht gehören diese «Irrationalitäten» mehr oder weniger zu den menschlichen Existenzbedingungen. Auch der bedeutende Aufklärer, Denker und Naturwissenschaftler Christoph Lichtenberg bekannte sich dazu, einen «seltsamen Aberglauben» zu haben, «in vielem Vorbedeutung zu sehen», und «an einem Tag 100 Dinge zum Orakel» zu machen. Und – wie so oft – hat bereits Goethe das Thema auf den Punkt gebracht: «Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen und flüchtet sich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen sucht, in die wunderlichsten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal wieder hervortritt» (Maximen und Reflexionen).